

GERHARD SCHULZE

## Freiheit und Sicherheit

*Der Wunsch nach Freiheit fördert das Neue, das Streben nach Sicherheit hemmt seine Entstehung. Ein Gleichgewicht zwischen den beiden Polen zu finden ist die gesellschaftliche Aufgabe*

**W**ir alle suchen das Neue. Wagemut, Neugier und Freiheitsliebe machen sozusagen unseren Markenkern aus. Schon vor Urzeiten, als wir noch Nomaden waren, sicherte stete Bewegung das tägliche Brot. Erst mit der Sesshaftigkeit kam das tägliche Einerlei. Häuser wurden gebaut, Äcker und Weiden eingeeht. Das Herstellen von Sicherheit und Ordnung gewann an Bedeutung, das Umherziehen wurde zum Auslaufmodell der Geschichte. Die erste Berufsgruppe außerhalb des bäuerlichen Spektrums dürften Wachleute gewesen sein, deren Aufgabe es war, die Ernte vor dem Zugriff Fremder zu schützen.

Zwischen beiden Polen – dem Streben nach Freiheit und dem Streben nach Sicherheit, der Tretmühle des Alltags und der Lust auf Tapetenwechsel – ist der Mensch seit ewigen Zeiten hin- und hergerissen. Fast scheint es, als brauche

er das volle Spektrum zwischen Ohrensessel und Surfbrett, um zufrieden zu sein und alle Widersprüche ausleben zu können, doch ganz so einfach ist es nicht.

Aber wo ist das Problem? Auf der einen Seite haben wir unsere geliebten Rituale und Gewohnheiten, ohne die wir uns das Leben nicht vorstellen können: der erste Schluck Kaffee am Morgen, der Sonntagsspaziergang mit der Familie, abends bei einem guten Schluck Wein auf der Veranda sitzen, in den ersten Satz eines frisch aufgeschlagenen Buchs eintauchen. All dies hat etwas Sympathisches und gehört zum Menschsein dazu.

Auf der anderen Seite – und warum auch nicht – sind wir manchmal bereit, alles hinter uns zu lassen und eine Reise ins Unbekannte anzutreten. Dass alles anders wird, hofft der Mann, der eines Tages vom Zigaretten holen

nicht mehr zurückkommt, und weiß der Aussiedler, der sich in der Fremde eine neue Existenz aufbauen will. Auch eine Langstreckenwanderung durch die Alpen oder das Pilgern nach Santiago di Compostella sind ein Aufbruch ins Unbekannte. Um sich ganz auf das Erlebnis der Wanderschaft einzulassen, entfernt man sich immer weiter von zu Hause und verzichtet auf den gewohnten Komfort einer Pauschalreise. Trotz der Liebe zur Gewohnheit lebt also das Nomadische in uns weiter, und wenn es dabei nur um den Tausch von Annehmlichkeiten gegen das Erlebnis einer Alpendurchquerung geht, kann man gut mit zwei Seelen in der Brust leben.

Als es noch weiße Flecken auf der Landkarte gab, suchten wir die Quelle des Nils, den Südpol oder die Nordwestpassage. Diese Erlebnisressourcen sind nun aufgebraucht, es gibt keine weißen Flecken mehr auf der Landkarte, was aber nicht heißen soll, dass es nichts mehr zu entdecken gibt.

Der Entdeckergeist vergangener Jahrhunderte mündete in die brutale Kolonialgeschichte Europas, und wir haben allen Anlass, diesen Aspekt unseres Markenkerns anders zu betrachten als eine Pilgerfahrt. Das bornierte und hochmütige Verhalten der Entdecker

zeigt die gerade noch schwärmerisch bedachte „nomadischen Seele“ von ihrer schwärzesten Seite. Leicht verwandelt die Fixierung auf das Altgewohnte den Aufbruch ins Unbekannte in ein heimliches Verharren am Ausgangspunkt. Statt geistiger Offenheit verfestigt sich eine fatale Mischung aus Abwehr des Neuen bei gleichzeitiger Suche danach.

Nehmen wir die spektakulär gescheiterte Suche nach der Nordwestpassage in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Expedition der britischen Krone unter dem Kommando Sir John Franklins hatte das Ziel, einen nordwestlichen Weg nach Asien zu finden. Er sollte für Handelsschiffe nutzbar sein und die Entfernung zu den Märkten Chinas und Indiens verkürzen. Man holte die allerneueste Technik an Bord der beiden Schiffe „Erebus“ und „Terror“, um das Packeis zu brechen und mit Vollampf durch die Arktis zu fahren. Neuartige Lebensmittelkonserven, ein nie gesehener, extra starker Metallpanzer um den Schiffsbauch, eine Dampfmaschine und eine Zentralheizung sollten das Gelingen der Reise sichern. Die Expedition strotzte nur so vor technischer Innovation, dennoch kam keiner der 129 Teilnehmer zurück.

Was genau geschah, ist bis ins

21. Jahrhundert ein Thema und eine Frage geblieben. Wegen des Fehlens der Logbücher oder anderer Aufzeichnungen war man dabei immer schon auf Spekulationen angewiesen. Heute ist man sich weitgehend darüber einig, dass die Expedition scheitern musste: an der wider besseren Wissen mitgeführten, für den arktischen Winter vollkommen unzulänglichen Kleidung und Ausrüstung, an der Verachtung einheimischer Überlebentechniken, am Festhalten an Gewohnheiten, am Beharren auf der einmal eingeschlagenen Reiseroute, deren Korrektur die Rettung bedeutet hätte. Kühner Forscherdrang auf der einen, Borniertheit auf der anderen Seite – eine tödliche Mischung. Die Offiziere ihrer Majestät im zotteligen Fell erlegter Eisbären? Unmöglich. Beim Landgang im Iglu wohnen? Lächerlich. Tranigen Robbenspeck essen? Ekelhaft.

Das Neue ist gewollt, aber es hat seinen Preis und man muss sein Bewusstsein immer wieder gegen den Strich bürsten, um sich an die Veränderungen anzupassen. Nach der Erfindung der Eisenbahn konnten es die Menschen kaum erwarten, die durch das Land brausenden Züge zu besteigen. Eisenbahngegner hielten die

neue Art der Fortbewegung für gesundheitsschädlich und hätten am liebsten alles beim Alten gelassen, doch sie waren hoffnungslos in der Minderzahl. Dabei kam es durchaus zu Nebenwirkungen: die Verschandelung der Landschaft durch Gleisanlagen, Brücken- und Tunnelbau, das Aussterben ehrwürdiger Handwerksberufe, der Anfang von Ende der Gemächlichkeit. Schon damals bildete sich ein Muster heraus, das bis heute unser Verhältnis zur Moderne bestimmt: Einerseits profitieren wir von ihren Errungenschaften und von dem mit ihr verbundenen Wandel, andererseits misstrauen wir ihren Verheißungen.

Die Suche nach Neuland mischt sich mit dem Bedürfnis, die eigene Weltsicht auf keinen Fall erschüttern zu lassen. Das Dilemma zwischen Beharren und Umdenken verfestigt sich, wenn wir das Neue als besonders folgenreichen Normalitätsbruch erleben. Die Moderne steht für fortwährende Rationalisierung, Produktivitätssteigerung, Reformen, Innovationen und Paradigmenwechsel. Immer sind dabei enorme Anpassungsleistungen nötig. Das macht vor allem dann Probleme, wenn auf die eine Anpassung gleich die nächste folgt und dennoch viele Opfer zu beklagen sind. Nehmen

wir das Verschwinden des Bleisatzes aus der Welt der Medien: Zuerst hoffte man, die nun freigestellten Mitarbeiter in den vielen neu gegründeten Studios für Fotosatz unterzubringen. Viele ließen sich umschulen, doch es half nichts: die gesamte Druckvorstufe bestehend aus Texterfassung, Seitenmontage, Korrekturrat und Herstellung wurde nach und nach abgewickelt, eine ganze Branche verschwand auf Nimmerwidersehen.

Man feiert die Durchbrüche und plagt sich mit den Nebenwirkungen. Man kontert mit neuen Durchbrüchen, ungeahnte Folgeprobleme sind das Ergebnis – eine Kettenreaktion ohne Ende. Wie soll man sich damit arrangieren? Vielen hängt der ständige Wandel zum Hals heraus, manche leben in heilloser Angst vor der Furie des Verschwindens. Also Schluss mit der Moderne! Aber auch das wäre ein Normalitätsbruch mit verheerenden Nebenfolgen: Wo bleiben die dringend benötigten Fortschritte, um das Welternährungsproblem zu lösen, den Krebs zu besiegen, eine Antwort auf die Energiefrage zu finden, die Menschenrechte durchzusetzen oder auch nur das Internet sicherer zu machen? Ergo: Weitermachen mit der Moderne! Aber dann haben wir

ja wieder den ständigen Wandel ... Aus diesem Paradox kommen wir nicht heraus.

Dann gibt es noch ein zweites Paradox: Je weiter die Moderne kommt, je sicherer das Leben wird und je mehr Möglichkeiten sie den Menschen bietet, desto bedrohter fühlen sie sich. Wer viel hat, kann viel verlieren. Jedes Jahr erhöht sich die Lebenserwartung in den entwickelten Ländern um etwa drei Monate, in vielen Schwellenländern sogar um noch mehr, doch die Kultur der Moderne betrachtet sich überwiegend unter dem Aspekt des drohenden Verhängnisses. Wo keine unerwünschten Nebenwirkungen sind, da könnten welche kommen.

Aus der Perspektive der Ängstlichkeit hat uns der Umbruch von der bäuerlichen Gesellschaft zur Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft eine bis heute nicht verheilte Wunde geschlagen. Wir sind Opfer des Systems! Wir leben – fern von Natur, Tradition und Heimat – in einer heillosen Welt aus Sachzwängen, seelenloser Architektur, entfremdeter Arbeit, Raubbau an Mutter Erde. Eine Welt, in deren Räderwerk das Menschliche unterzugehen droht: Das ist die weit verbreitete Negativbilanz und die Behauptung, das vormoderne Leben sei besser und

kuscheliger gewesen, ist durchaus salonfähig. Trotz Abschaffung der Sklaverei, Überwindung der feudalen Abhängigkeiten, des Aberglaubens und der Heiligen Inquisition, trotz Siegeszug der Medizin, trotz Grundgesetz, Gleichberechtigung und Demokratie, trotz Auto, Flugzeug und Fernsehen schwebt uns eine Welt aus Fachwerkhäusern in unberührter Landschaft vor, mit friedlich rauchenden Schornsteinen, gemächlich ihrer Arbeit nachgehenden Handwerkern und einer Landwirtschaft, in der weder Kunstdünger noch Gentechnik angewandt werden.

Die Lust auf das Neue ist aber zum Glück genauso fest in unseren Köpfen verankert. Wir sehen das Abschneiden alter Zöpfe, Konventionsbrüche, spektakuläre Innovationen und schöpferische Zerstörung trotz alledem als etwas Positives an. Wir sind spielerische, experimentierfreudige Wesen geblieben und können dem Wandel nach wie vor etwas abgewinnen. Dies bildet sich auch in unserem Alltagsleben ab: Wir tauschen ein altes Auto gegen ein neues, wir ziehen in eine andere Stadt, wir renovieren die Wohnung und realisieren dabei verrückte Einfälle, wir trennen uns von altem Kram und richten uns neu ein. Wir hängen an unseren Gewohnhei-

ten, aber genauso innig sehnen wir eine Abwechslung herbei. Ein langer, grauer, kalter Normalwinter weckt schier unstillbares Fernweh nach Exotik, bunten Farben, tropischer Wärme. Der Tapetenwechsel, die Luftveränderung, die Reiztherapie: Gesundbleiben durch Wandel ist uns eine ebenso vertraute Denkweise wie das Hängen am Althergebrachten, immer schon so Gemachten.

Nicht der Wandel ist also das Problem, sondern die Unklarheit über uns selbst, der getrübe Blick auf den Pfad der Moderne, die Schizophrenie zwischen modernem Handeln und moderner Selbstreflexion. Nach Jahrhunderten geht es darum, sich die Moderne in ihrem gegenwärtigen, weit fortgeschrittenen Stadium neu anzueignen. Aber wo ist unser blinder Fleck? Was hält uns davon ab, falsches Denken zu revidieren? Gerade unsere – wenn auch schizophrene – Professionalität im Umgang mit dem Wandel müsste es uns doch erlauben, die Philosophie von Versuch und Irrtum viel offener zu pflegen, also Fehler einzugestehen und Kurskorrekturen vorzunehmen.

Die Abwehr des Neuen und die Suche danach existieren nebeneinander und sind unser Rüstzeug im Umgang mit dem Wandel und der

Dynamik der Moderne. Wandel, das ist zum einen die Vernichtung stabiler Ordnungen, deren Niedergang im Lauf der Zeit immer wieder verkraftet werden musste. Seine Begleiterscheinungen nehmen wir zwar murrend, aber letztlich doch akzeptierend hin. Neben diesem normalen Wandel gibt es jedoch auch das plötzliche Aussetzen des normalen Wandels.

Normaler Wandel und das Aussetzen des normalen Wandels: die Schlussfolgerungen aus den daraus resultierenden Normalitätsbrüchen könnten unterschiedlicher nicht sein. Während der normale Wandel bei aller Skepsis gewollt ist, weil er Wachstum und Wirtschaft beflügelt und die hierdurch erzwungenen Anpassungsleistungen in der Hauptsache konstruktiv sind, ist das Aussetzen des normalen Wandels nicht oder zumindest noch nicht gewollt, denn er führt zu Stillstand und Rückbau, zum Kollaps der Systeme. Die Suche nach dem Neuen bei gleichzeitiger Abwehr des Neuen: Nie waren ausgerechnet die Europäer von den Sollbruchstellen dieses Dilemmas derartig herausgefordert.

Wider besseres Wissen brach Sir John Franklin mit einer leichten Wolluniform bekleidet in den arktischen Winter auf. Das war

im Jahr 1845. Auch heute wäre es verpönt, das Fell des Eisbären zum Schutz gegen die Kälte zu verwenden, wenn auch aus anderen Gründen. Franklin suchte die Nordwestpassage, damals ein weißer Fleck auf der Landkarte. Diesen Fleck gibt es nicht mehr, doch die Suche nach dem Neuen geht weiter.

Im 21. Jahrhundert, nach dem Ende des Erdölzeitalters und dem demographischen Wandel, ist das prekäre Gleichgewicht zwischen der Suche nach dem Neuen und der Abwehr des Neuen bedroht wie eh und je. Von Denkverböten belegt, wirken unsere Suchbewegungen ähnlich skurril wie bei der Suche nach der Nordwestpassage. Wir konzentrieren uns auf die Abwehr einer hypothetischen Katastrophe, statt alle Kräfte auf realistische Lösungen des Energieproblems zu lenken – nur wer vorher den Fleecepullover und die Daunenjacke erfunden hat, kann auf das Bärenfell verzichten. Wir sprechen von demographischer Krise und Vergreisung, statt den wachsenden Anteil aktiver älterer Menschen als Chance zu erkennen. Handelt es sich bei den vielen Menschen über fünfzig um eine unerwünschte Nebenfolge – oder nicht vielmehr um das Neue selbst?

**Zuerst erschienen in: StadtAnsichten 31, S. 20-23.**

**Prof. Dr. Gerhard Schulze** war bis 2009 Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung und Wissenschaftstheorie. Mit seinem Buch „Erlebnisgesellschaft“ prägte er den seither in der Kultursoziologie eingebürgerten Begriff.

